

Delfine füttern

Ich mache mich richtig schwer, hänge als totes Kaninchen und sehe kopfüber die pinken Wände an mir vorbeiziehen, lese die Nachrichten der Kinngesichter, die mich mustern oder anlächeln. Meine Oberlippe wird vom Boden angezogen und entblößt meine obere Zahnreihe. Dass ich jetzt auf dem Weg in ein besseres Leben bin, will ich ihnen zurufen. Ich zittere am ganzen Körper, "Adoinis" hält mich gut fest, damit ich einfach rumhängen kann, trägt nicht nur mich, sondern auch die Tasche mit meinen Habesieseligkeiten.

Er sagt: „Ab jetzt musst du nicht mehr leiden.“

„Endlich“, sage ich.

Er sagt: „Du schönes Ding.“

„Du bist mein Held“, sage ich.

Wir steigen in den Fahrstuhl, mein Gesicht baumelt vor dem Arm eines Poi. Wir nicken uns zu, der Arm und ich. Einfach zu zubeißen, wäre unhöflich. Deswegen freundlich nicken. Der Arm ist in dergleichen schwingenden Situation wie ich. Ich wünsche mir etwas Musik hier drin, das würde die Warterei angenehmer machen. Gut wäre ein Lied, das ich kenne, das alle kennen, wozu wir summen, den Takt mit der Hacke stampfen, den ekligen Geruch einfach wegschunkeln könnten.

Ich bin ganz ehrlich, wenn ich sage, dass Musik mir immer erst richtig gut gefällt, wenn ich sie kenne und noch mehr, wenn noch eine weitere Person sie kennt. „Respekt“, sagt der Poi zum "Adoinis" und stößt zweimal mit der Faust gegen seine Schulter, als wir aussteigen.

Diese Treppe hatte ich ganz vergessen. Ich zähle mit, der pinke Abstieg dauert vier Stufen. Von dem weißen Springbrunnen, durch den kein Wasser springt, wusste ich nichts, der muss neu sein. Ein, zwei, drei, vier Jahre bin ich hier im Vorraum schon nicht mehr gewesen. Was wundere ich mich da, dass meine Haut so fahl ist?

Keine Ahnung, seit wann sich weiße Steinfrauen vor der Treppe räckeln. Es ist gut, dass da keine Hautfrauen liegen müssen, die sich den Tod holen würden bei dem Luftzug auf dem Boden.

Er flüstert: „Bist du bereit?“

„Erlöse mich, mein Zuckervater“, sage ich.

"Adoinis" macht es offiziell. Natürlich mache ich mit, einmal will ich doch die Liebe durchspielen, die vollkommene und unendliche Liebe für dreitausend Euro im Monat. Wer weiß, wann ich noch mal die Gelegenheit dafür bekomme. Mit einem leichten Wippen schreitet er zu der Schiebetür. In meinem Kopf pusten alte Pois mit wildem weißen Haar feierlich in die Trompeten, sie streichen mit ihren gespannten Pferdehaaren über Geigen, legen richtig los mit ihren Lollys auf den Trommeln und Becken. Die Gäste springen auf, werfen sich vor das Königspaar, schreien und weinen, weil wir so ein tolles Duo abgeben, Messer und Scheide. Die Leute vor den Fernsehern tupfen sich in Schlangenlinien das Gesicht wund. Schniefen im Takt. Wie traumhaft, ein Märchen, die Scheide ist so schön, so rein, so unschuldig.

Er fragt: „Warum weinst du denn?“

„Für uns beide“, sage ich und kann im Hängen nicht tupfen.

Durch die Scheibe sehe ich vor der Tür leider keine Pferde in Uniform warten, sondern unsere Wächterin mit Schiebermütze, die sie so weit ins Gesicht gezogen hat, dass ich nur die Spitze ihrer kleinen Nase von der Seite erkennen kann. In ihrer Hand hält sie Prospekte vom Palast in einem Fächer.

Wir sind nah genug an der Schiebetür, dass sie uns wahrnehmen, dass sie sich uns öffnen sollte, aber nichts passiert. Der Poi schreitet feierlich einen Schritt zurück und wieder nach vorn, damit unser Moment nicht zerstört wird, doch die Schiebetür presst beleidigt ihre Türen zusammen.

Er sagt: „Ich muss dich kurz absetzen.“

„Nein“, sage ich piepsend.

Also versucht "Adoinis" sein Bestes, mit der Faust, die mich hält an der Scheibe zu klopfen, indem er sich dagegen fallen lässt. Die Wächterin dreht ihre Nase langsam in unsere Richtung, schaut uns lange an, bevor sie einen Knopf vorne drückt. Mir steigt der Geruch von Gemüsebrühe von seiner Achsel in meine Nase, ich lasse meinen Mund aufklappen, damit wir diesen unangenehmen Teil der Zeremonie ignorieren können. Damit ich später, wenn ich an den schönsten Tag

meines Lebens zurückdenke, nicht bloß Gemüsebrühe rieche.

Wir sind draußen, werden vom Wind angeschrien, angegriffen von dem grellen Herbst. Meine Augen tränen und für einige Sekunden verschwimmt der Kopf der Wächterin wieder.

„Klauen Sie da gerade eine Frau?“, fragt sie und zeigt uns die schwarzen Klumpen, die anstelle ihrer Zähne sitzen.

„Sie ist mein Babe“, sagt er.

„Aha.“

„Gib ihr Wegzoll“, säusel ich hängend.

„Ich habe die Perlenohrringe meiner toten Mutter dabei. Wollen Sie die?“

„Geht klar“, sagt sie, zieht Plastikhandschuhe aus ihrer Jackentasche und lässt wie ein Tierarzt einen Finger nach dem anderen reinrutschen.

„In der Hosentasche“, ächzt er.

Ich bemerke, wie schnell sein Herz klopft, da muss einiges an Blut durch seinen Körper rasen. Hatte seine Mutter die Ohrringe beim Sterben an? Und wenn ja, können die Ohrlöcher dann noch verkrusten? Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Verkrustung sofort in der Sekunde des Todes eingestellt wird. Ich will ihn fragen, warum sie ihr die Ohrringe nicht einfach gelassen haben. Dann würde sie noch unter der Erde bis in alle Ewigkeit hübsch aussehen.

„Du hast großes Glück“, sagt sie und meint sicher nicht mich, sondern mein Gesicht, meine Haut und meine dünnen Beinchen, vielleicht meint sich auch die tote Mutti.

Ich kann sie riechen, während sie ihre Plastikhand in seiner Hosentasche versinken lässt. Sie riecht wie zu kurz getrocknete Wäsche, die nur einen Tag in einem geschlossenen Raum gehangen hat, diesen Geruch kenne ich sehr gut.

Der Moment ist günstig, um nach einem der Prospekte zu greifen, die aus ihrer Jackentasche ragen.

„Hey“, sagt sie, aber unternimmt auch nichts dagegen.

Sein Herz rast zwar nicht mehr, aber es klopft donnernd gegen seine Brust und damit auch gegen mich. Ich presse meine Hand auf seinen Brustkorb und will sein Herz zurück an seinen Platz drücken. Es wird warm zwischen unserer Haut. Ich mache, schschsch, er seufzt und ich weiß, dass ich hin und wieder fragen muss, nach der Mutter, dass er nie Ruhe geben wird, dass er für immer seufzen

wird, sobald ihn etwas an sie erinnert. So wie die Perlenohrringe. Eine klitzekleine Mutti sitzt auf einem seiner Lungenflügel und klopft in unpassenden Momenten gegen das Skelett. Piekst in die Organe, schlägt einen Salto durch den Brustraum. Ich weiß das. Da ich jetzt sein Schätzchen bin, werde ich hier und da mal nach seiner toten Mutter fragen.

Die Wächterin verabschiedet uns mit: „Gute Reise.“

Wir schweigen uns an. Haben wir uns in unserem größten Glück nichts mehr zu sagen? Immer wieder formuliere ich etwas für mich, möchte aber, dass er anfängt zu reden. Dann will ich sagen: Hm? Und dass ich abgeschweift bin, mich in komplizierten Gedanken verfangen habe, völlig verträumt durch den Tag getragen wurde. Ob er auch über uns nachdenkt, seine Mutter, eine andere? Ich halte es kaum aus und zwingt mich, auch an etwas zu denken, das nur mich betrifft, das mir ganz allein gehört: Wie Zola meine weißen Haare ausgerissen hat, während sie mir den Kopf gekrault hat. Zackig, sodass ich es kaum bemerkt habe. Nur ein kurzes Ziepen, dann hat sie mir das farblose Haar in die Hand gedrückt und mich weiter gekrault. So gut, dass ich meistens sabbere.

Er fragt: „Was denkst du?“

„Nichts“, sage ich.

Er sagt: „Du wirst immer schwerer.“

„Halt durch“, sage ich.

Mein Kopf muss knallrot sein. Das ganze Blut in meinem Kopf lässt mich heiß werden, das helle Licht hilft auch nicht dagegen. Ich will nicht aufgeben, ich bin das Mädchen, das getragen wird. Das Mädchen läuft nicht selbst. Natürlich macht mein Kreislauf das nicht lange mit. Wenn ich noch länger hier hänge, werde ich nie wieder laufen können, viel zu schwindelig wäre mir. "Adoinis" müsste mich für immer tragen. Das haben wir uns jetzt so eingebrockt.

Die Blicke bleiben an uns kleben, an dem Wolf, der seine Beute trägt. Bald sind es viele Augen, wir kommen in eine Masse, werden eingeschleust zwischen den Leuten, die auch auf dem Gehweg sein wollen, um nicht von den brummenden Autos überfahren zu werden. Erst versuche ich die Leute zu zählen, die meinen baumelnden Kopf aus Platzmangel streifen oder rammen, doch da komme ich

gar nicht mehr hinterher. Also zähle ich die Autos, wenn ich ihre Motoren an uns vorbeibrettern höre. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, ich stelle den Daumen auf, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, ich stelle den Zeigefinger auf.

Wir drehen uns und plötzlich sitze ich auf einem Beifahrersitz, ein sportliches Auto, sieh an, sieh an. Es riecht nach neuem Leder, so so. Meine Beinchen zittern, meine Arme hängen noch verknotet, haben noch nicht verstanden, dass wir jetzt sitzen müssen. Ich merke, wie mein Blut von meinem Kopf nach unten sickert, und bin ganz müde geworden von so viel frischer Luft.

"Adoinis" schaltet das Radio ein, eine Frau redet von Hits und Jahrzehnten und Kingoff, Quienoff, dann Bässe.

Wir fahren los und ich klemme natürlich sofort meine Arme hinter meinen Kopf und lege meine Füßchen oben ab. Ich kann froh sein, er lächelt mich, seinen neuen Lolli, immer wieder von der Seite an, und bereut nichts.

Er sagt: „Meine Frau freut sich auch auf dich.“

„Ja, ich freue mich auf mich“, sage ich.

Er sagt: „Nein, meine Ehefrau.“

„Deine Ehefrau“, sage ich und höre eigentlich gar nicht mehr hin, will diese Information löschen, sofort in den Papierkorb verschieben. Nein, von einer Ehefrau war nie die Rede, das hat er nicht dazu gesagt, als er mich zu seinem Schätzchen gemacht hat, mit schreiten und tragen und weinen, mit allem Drum und Dran.

Ich schaue aus der Scheibe, die mir jetzt wie ein Gitter vorkommt, lass mich raus aus diesem Sportwagen, ich mach doch gar kein Sport und mag auch nicht mit damit anfangen, vor allem nicht in einem Wagen.

Nun dreht er auch noch die Musik auf, während ich zu einer Ehefrau nach Hause fahre, ich halte mir die Ohren zu. Diese aufdringlichen Bässe.